

Fieldnotes on writing fiction

Rieger, Barbara

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rieger, B. (2015). Fieldnotes on writing fiction. *EthnoScripts: Zeitschrift für aktuelle ethnologische Studien*, 17(2), 91-101. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:18-8-8991>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Erkundung ethnologischer Arbeitsfelder

Jahrgang 17 Heft 2 | 2015

Barbara Rieger

Fieldnotes on writing fiction

Ethnoscripts 2015 17 (2): 91-101

eISSN 2199-7942

Abstract

Der Beitrag setzt sich mit der Frage auseinander, inwiefern eine ethnologische Ausbildung bei der Umsetzung literarischer Projekte hilfreich sein kann. Anhand Erfahrungen der Autorin in unterschiedlichen Lebensbereichen und Arbeitsfeldern werden verschiedene Arten und Funktionen des Schreibens miteinander verglichen und ein beruflicher Werdegang entlang von Schreiberfahrungen nachgezeichnet. Besonders werden die Versuche der Autorin geschildert, die während des Ethnologiestudiums erworbenen Kompetenzen für das Verfassen eines Romans fruchtbar zu machen.

Herausgeber:

Universität Hamburg
Institut für Ethnologie
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
D-20146 Hamburg
Tel.: 040 42838 4182
E-Mail: IfE@uni-hamburg.de
<http://www.ethnologie.uni-hamburg.de>

eISSN: 2199-7942



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Licence 4.0 International: Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen.

Fieldnotes on writing fiction

Barbara Rieger

„Ich habe schon immer gern geschrieben“, ist ein häufiger erster Satz bei Vorstellungsrunden in kreativen Schreibgruppen. Der Weg vom Schreiben als Lieblingsbeschäftigung hin zum Schreiben als Beruf ergibt sich allerdings nicht von selbst. Denn eine Schriftstellerin oder ein Schriftsteller ist nicht nur jemand, der (etwas) schreiben möchte und dies gelegentlich gerne tut, sondern jemand, der ein literarisches Projekt soweit verfolgt, bis es veröffentlicht werden kann und tatsächlich veröffentlicht wird. Ich selbst befinde mich zurzeit erst in der Mitte dieses Prozesses und möchte mich in diesem Beitrag mit der Frage auseinandersetzen, inwiefern meine ethnologische Ausbildung für dieses Vorhaben und das angestrebte Berufsfeld *AutorIn*¹ hilfreich sein kann. Außerdem werde ich bestimmte Arten des Schreibens miteinander vergleichen und entlang meiner eigenen Erfahrungen mit verschiedenen Arbeitsfeldern in Verbindung bringen.

Tausend Tagebücher im wahren Sinn des Wortes

Schon als Kind war ich eine passionierte Tagebuchschreiberin. Als ich im Winter krank im Bett lag, sah ich nicht nur durch das Fenster dem Schneetreiben zu, sondern schrieb auch alle dreißig Minuten in mein Tagebuch: „Es schneit noch immer.“ Tagebuchschreiben half mir, mit Gefühlen wie Langeweile, Einsamkeit, Trauer, Wut und Verzweiflung sowie mit Nervositätszuständen umzugehen und Entscheidungen zu treffen. Es diente dazu, negative Gefühle wegzuschreiben sowie positive und interessante Ereignisse festzuhalten. Wenn sich das Veröffentlichen von Tagebüchern einer gewissen Tradition und in Form von „Tagebuch Slams“ oder „Tagebuchtagen“ auch neuer Beliebtheit erfreut, so erfüllt das klassische Tagebuchschreiben für mich bis heute vor allem eine psychohygienische Funktion, wie es vermutlich auch für Bronislaw Malinowski (Malinowski 1984) der Fall war.

Schreiben in der Schule war etwas anderes. Ich erinnere mich noch an das Gefühl, welches ich in jenen Momenten verspürte, in denen uns im

1 Da ich aus meiner persönlichen Erfahrung und Position heraus schreibe, verwende ich im Singular meist die weibliche Form. Es spricht aber nichts dagegen, dass sich Männer auch angesprochen fühlen.

Deutschunterricht die Arbeitsaufgabe für die Schularbeit² ausgegeben wurde. Ich erinnere mich an die wenigen Sekunden oder Minuten, in denen ich auf die Angabe und auf mein leeres Blatt Papier starrte, an meine Gedanken, die in meinem Kopf etwas machten, das ich nicht bewusst kontrollierte und an den Moment, in dem ich los schrieb. Ich erinnere mich auch, dass ich nur selten absetzte, ein Wort durchstrich oder einen Grammatik- oder Rechtschreibfehler machte. Nach dem durchgängigen Schreiben von sechs bis acht DIN-A-4 Seiten hatte ich meist auch keine Lust mehr, den Text noch einmal auf Fehler durchzulesen. Ich erinnere mich also mit einer gewissen Nostalgie an meine Jugend, in der es mir offenbar so leicht fiel, zu einem bestimmten Thema in einen Schreibfluss zu geraten.

Aber schließlich übte ich damals fast täglich: zum einen in meinem Tagebuch, zum anderen in schriftlichen Ergüssen zur Lage der Klassengemeinschaft und dem Sinn des Lebens, die ich seitenweise verfasste und mit speziellen Brieffreundinnen austauschte. Und damit nicht genug, schrieben wir während der Unterrichtsstunden die Seiten unserer Schülerkalender voll mit Kurzdialogen, Kurzstatements, Zitaten, Liedtexten und allem, was uns einfiel. Es war unsere damalige Art, Inhalte zu teilen und miteinander in Kontakt zu bleiben.

Going global und wie man eine wissenschaftliche Abschlussarbeit schreibt

Obwohl ich genauso gerne und viel las, wie ich schrieb, meine Affinität zu Literatur also groß war, war mir das Studium der Germanistik und Philosophie, das ich nach meinem Schulabschluss in meiner Heimatstadt Graz belegte, zu langweilig. Mit neunzehn wollte ich weg vom Altbekannten und ging daher in die einzige Großstadt Österreichs, nach Wien. Dort begann ich zunächst das Studium der Publizistik und Kommunikationswissenschaften und wechselte bald zur Ethnologie, die später in Kultur- und Sozialanthropologie umbenannt wurde.

Es war nicht nur der Exotismus, der mich gepackt hatte, oder die Reggae-Festival-Stimmung in den Hörsälen. Es waren nicht nur die Vortragenden, die von ihren Reisen und Erlebnissen in Teilen der Welt berichteten, von denen ich bisher noch kaum gehört hatte. Es war nicht nur dieses neue Gefühl, dringend nach Lateinamerika reisen zu müssen. Es war vor allem der Blick auf das große Ganze, auf die gesamte Welt, die menschliche Gesellschaft, auf globale Zusammenhänge und die Vielfalt der menschlichen Lebensformen, der mich faszinierte und fortan prägte.

² „Schularbeit“ ist der österreichische Begriff für Klassenarbeit/Klausur. Es handelte sich um schriftliche Prüfungsarbeiten, die in den Hauptfächern zwei bis drei Mal im Semester durchgeführt wurden und deren Durchschnitt meist die Semesternote ergab.

In meinem ersten Proseminar mit dem Titel „Wissenschaftliches Schreiben“ lernte ich, dass ich alles, was nicht von mir selbst stammte, als Zitat kennzeichnen musste und wie ich das zu bewerkstelligen hatte. Dies war ein notwendiges Übel des wissenschaftlichen Arbeitens, das ich schnell akzeptierte. Bis zu meiner Diplomarbeit war es kein Problem für mich, die Inhalte anderer AutorInnen oder die Ergebnisse eigener Forschungen zusammenzufassen, mit Zitaten und einem Literaturverzeichnis zu versehen und in die Form sogenannter wissenschaftlicher Arbeiten zu bringen.

Die Probleme, die mir das Verfassen meiner Diplomarbeit bereitete, hatten sicherlich nicht ausschließlich etwas mit dem Schreiben an sich zu tun. Doch der vorgegebene Gesamtumfang und der akademische Anspruch an (m)eine Abschlussarbeit verliehen jedem einzelnen Wort, das ich in meinen Laptop tippte, ein ungeheures Gewicht und machten mir das Schreiben zur Qual. Das flüssige Schreiben eines Textes, auch nur eines Gedanken wurde unmöglich gemacht durch die Angst vor einem falschen Wort, durch die Furcht, dass das Ende des Kapitels nicht zum Anfang und noch weniger zu den anderen Kapiteln passen würde. Hinzu kamen der Zweifel, ob das, was ich sagen wollte, irgendeinen Sinn ergeben würde und die ständig wiederkehrende Frage, welchen Sinn ich überhaupt vermitteln wollte beziehungsweise sollte. Die Aufgabe, Ergebnisse eines komplexen Forschungsprozesses in einen lesbaren, linearen und nachvollziehbaren Text zu bringen, der öffentlich zugänglich sein würde, lehrte auch mich, welch harter Kampf Schreiben sein kann. Nach ungefähr zwei Jahren hatte ich es schließlich geschafft und die Ethnologie um eine 150 Seiten lange Abschlussarbeit im Feld der Migrations- und Biografieforschung bereichert.

Alter Native

Nach meinem Abschluss spielte ich eine Zeitlang mit dem Gedanken, ein noch größeres wissenschaftliches Projekt, eine Dissertation, in Angriff zu nehmen. Am Wiener Institut hatte ich einige Jahre als Tutorin und Studienassistentin gearbeitet, aber nie eine eigene Lehrveranstaltung gehalten. Bis zum Sommer 2014 arbeitete ich zwar an der sozialwissenschaftlichen Fakultät in der Unterstützung der Lehre, meine Tätigkeit spielte sich dort jedoch immer stärker im organisatorisch-administrativen und immer weniger im inhaltlichen Bereich ab. Unser Team beschäftigte sich mit der zielgruppengerechten Vermittlung von Lehrinhalten an StudienanfängerInnen und mit der Aufbereitung von Prüfungswissen auf der E-Learning-Plattform Moodle. Ich übte mich darin, mit möglichst wenigen Wörtern möglichst genaue, klare Informationen möglichst präsent zu transportieren, um möglichst viele Fragen von unmöglich vielen StudienanfängerInnen vorwegzunehmen. Außerdem schrieb ich viele E-Mails an viele MitarbeiterInnen verschiedenster Ebenen der Universität Wien und übte mich darin, mit relativ wenigen Worten relativ höflich und dennoch relativ direkt zu sein. Über die Ergebnisse unserer Be-

mühungen schrieb ich Berichte. Ich las und schrieb immer weniger Wissenschaftliches und warf die ausgedruckten Dissertationskonzepte irgendwann allesamt zum Altpapier.

Obwohl ich während meiner langen Studienzeit eine überzeugte Sozialwissenschaftlerin geworden war und mich vor allem mit wissenschaftlicher Literatur beschäftigt hatte, hatte ich nebenbei doch auch an die dreißig fiktive, wenn auch stark aus meiner unmittelbaren Umgebung gegriffene, Geschichten verfasst, sie irgendwann zu einem vermeintlichen „Roman“ zusammengestellt und an einige Verlage geschickt, die sich zu Recht und zum Glück nicht dafür interessierten. Erst als ich in der Mensa des Neuen Institutsgebäudes der Universität Wien zufällig einen Mann kennenlernte, der sich bei mir mit den Worten vorstellte, dass er dieses und jenes studierte hätte und studiere, aber eigentlich der größte Schriftsteller aller Zeiten sei, begann ich mich zu fragen, ob nicht auch ich mein literarisches Schreiben ernsthafter verfolgen sollte. Als ich ebenso zufällig auf den Berufsverband der Wiener SchreibpädagogInnen stieß, meldete ich mich ohne zu zögern zu deren Ausbildungslehrgang an.

Kreatives Schreiben und Kaffeehausliteratur

Das BOeS³-Atelier ist ein schlicht eingerichteter Raum unweit des mittlerweile ziemlich hippen Meidlinger Marktes im Süden von Wien. Als wir in meinem ersten Schreibworkshop erprobten, wie wir literarische Figuren als eigene von uns unabhängige Personen entwerfen und sie mit unterschiedlichen Mitteln zum Leben erwecken und aus verschiedenen Perspektiven beleuchten können, wusste ich, dass ich hier richtig war. Beim Berufsverband Österreichischer SchreibpädagogInnen besuchte ich fortan verschiedenste themenzentrierte Workshops wie zum Beispiel „Spannungsaufbau“, gattungszentrierte Kurse wie zum Beispiel „Epik“ und „Lyrik“, oder andere Veranstaltungen wie „Rhetorik für AutorInnen“ und „Schreibwerkstätten konzipieren“. Vor allem in der von Petra Ganglbauer geleiteten fixen Ausbildungsgruppe wuchs ich zu einer Schreibpädagogin heran: Die Auseinandersetzung mit Sprache als lebendigem Organismus, mit verschiedensten Motiven der Literatur, mit poetischen Traditionen und Positionen erfolgte in intensiven Wochenendkursen anhand von gezielten Textanalysen, praktischen Übungen und konstruktiven Feedback-Runden. Ich lernte nicht nur kreative Schreibübungen zu entwerfen und diese umzusetzen, sondern entwickelte durch die ständige Schreibpraxis mein eigenes Schreiben weiter, so dass ich bald ein erstes Schreibprojekt, *Café Entropy*, starten konnte:

Bei einem meiner Deutschschüler – im Rahmen meines Diplomstudiums hatte ich das Wahlfachmodul „Deutsch als Fremd- und Zweitsprache“ be-

3 BOeS - Berufsverband Österreichischer SchreibpädagogInnen

legt und während meines Studiums und später zusätzlich zu meiner Tätigkeit an der Universität Wien als Deutschtrainerin gearbeitet – handelte es sich um einen Fotografen aus Paris, Alain Barbero, der sein Deutsch am liebsten in Wiener Kaffeehäusern auffrischte. Mit ihm und seiner Frau Sylvie Barbero-Vibet gründete ich Ende 2013 das *Café Entropy*, einen bilingualen Sprach- und Fotoblog zum Sujet der Wiener Kaffeehäuser, Cafés und deren BesucherInnen. Zu Beginn veröffentlichten wir wöchentlich ein Posting, das aus einem Porträtfoto und einem von mir dazu verfassten Gedicht oder einer Prosaminiatur bestand. Im Herbst 2014 führten wir im Rahmen des *off-festival vienna* Ausstellungen in zwei Wiener Kaffeehäusern durch, bei denen es die Beiträge in gedruckter Form zu erwerben gab. Derzeit versuchen wir vermehrt interessante GastautorInnen für unseren Blog zu gewinnen und einen Verlag für eine Buchversion des *Café Entropy* zu finden. Eines der ersten Postings, welches im Folgenden zitiert wird, befasst sich mit dem Thema des Schreibens aus Sicht der „ewigen Studentinnen“:



Foto: Alain Barbero 2013; *Etudiantes éternelles* (Café Alt Wien)

Etudiantes éternelles

Sie schreiben, liebt er mich oder liebt er mich nicht. Bilder an der Wand. Sie schreiben ihre Hausübung, schreiben Schularbeiten auf Papier, ihre Reifeprüfung und es gibt immer einen Grund zu gehen sowie es einen gibt zu bleiben. Sie fragen nach dem Sinn. Sie schreiben eine Proseminararbeit, eine Seminararbeit, eine Bachelorarbeit. Plakate an der Wand. Sie schreiben Prüfungen,

schreiben E-Mails hin und her und hin und wieder eine Postkarte nach Hause. Sie fragen nach der Fragestellung, nach den Quellen, nach der Frist. Abgabe. Benotungskriterien. Post-its an der Wand. Sie schreiben noch eine Bachelorarbeit, eine Masterarbeit und eine Dissertation. Sie fragen nach Feedback, Aufmerksamkeit, Liebe, einem Stipendium und um einen guten Job. Sie schreiben weniger Tagebuch, mehr SMS. Sie fragen, warum meldet er sich nicht. Neue Plakate an der Wand. Sie schreiben Bewerbungen und Listen. To do: aufräumen, einkaufen, Sport machen, kochen, Kino, Friseur, Freunde, Kinder, Lebensversicherung abschließen, abnehmen, aufnehmen, berühmt werden, sterben. Sie schreiben E-Mails, noch mehr E-Mails und fragen manchmal nach dem Sinn, öfter nach Bezahlung und einer guten Steuerberaterin. Sie schreiben Termine in ihren Kalender und hin und wieder Liebesbriefe in ihr Tagebuch. Sie schreiben Statusmeldungen. Es ist kompliziert. Gesichter an der Wand.

Elles griffonnent il m'aime ou il ne m'aime pas. Images aux murs. Elles font leurs devoirs, ont des interrogations écrites, passent le bac et il existe toujours une raison de partir, tout comme il y en a une de rester. Elles veulent connaître le sens. Elles rédigent un exposé pour leur UV, un exposé universitaire, un mémoire. Affiches aux murs. Elles écrivent quelques examens, les emails vont et viennent et de temps en temps elles envoient une carte postale chez elles. Elles veulent en savoir plus sur la problématique, les références, les échéances. Remise des travaux. Critères de notation. Post-it aux murs. Elles rédigent encore un mémoire de maîtrise, de master et une dissertation. Elles réclament un avis, de l'attention, de l'amour, une bourse et un bon boulot. Elles écrivent moins dans leur journal intime, plus de sms. Elles demandent pourquoi il ne donne pas signe de vie. Nouvelles affiches aux murs. Elles rédigent des lettres de motivation et des listes. A faire : ranger, faire les courses, faire du sport, faire la cuisine, ciné, coiffeur, amis, enfants, souscrire une assurance-vie, perdre du poids, prendre du poids, devenir célèbre, mourir. Elles envoient des mails, encore plus de mails et demandent parfois quel est le sens, plus souvent, combien c'est payé et cherchent une bonne conseillère fiscale. Elles notent des rendez-vous dans leur agenda et de temps en temps écrivent des lettres d'amour dans leur journal intime. Elles modifient leur statut. C'est compliqué. Visages aux murs.

(c.entropy.at/etudiantes-eternelles/, Posting vom 23.1.2014, Text: Barbara Rieger 2014 – Übersetzung ins Französische: Sylvie Barbero-Vibet)

(Deutsch-)Trainerin, Schreibpädagogin und Autorin

Im August 2014 löste ich mein Dienstverhältnis mit der Universität Wien auf und machte mich offiziell selbstständig. Das Abhalten von laufenden Deutschkursen garantiert mir ein absehbares Einkommen und damit eine gewisse finanzielle Sicherheit, welche Spielraum für andere Projekte ermöglicht⁴.

Eines davon ist die Schreibworkshop-Reihe „Feder im Café“, die ich gemeinsam mit Michael Giongo gründete. Aufgrund des oben beschriebenen Kunstprojekts *Café Entropy* erschien es mir naheliegend, Schreibworkshops in Kaffeehäusern anzubieten und damit die Wiener Kaffeehausliteratur neu zu beleben. Mit selbstkonzipierten und eigenständig beworbenen Schreibworkshops in verschiedenen Wiener Kaffeehäusern und Cafés sammelte ich erste Erfahrungen am Markt der kreativen Schreibszene Wiens. Besonders interessant fand ich es, neue TeilnehmerInnen und ihre Zugänge zum Schreiben kennen zu lernen. Das Spektrum reichte dabei von langjährig Schreibenden, die bereits veröffentlicht hatten bis hin zu solchen, die noch nie einen Schreibworkshop besucht hatten und ihre Texte zum ersten Mal fremden Personen vorlasen. In allen Fällen war ich beeindruckt von der Motivation und Konzentration der Teilnehmenden, von ihrem Interesse an den Texten der anderen und von den Produkten, die in so kurzer Zeit auf meine Schreib Anregungen hin entstanden. Nicht zuletzt in diesem Kontext sah ich mich immer wieder mit der Frage nach meinem eigenen Schreiben konfrontiert und kam zu dem Schluss, dass ich mein Romanprojekt stärker in den Fokus rücken musste, wenn ich es zu Ende bringen wollte.

Die Frage, ob ich mit diesem Romanprojekt Geld verdienen oder Erfolg haben werde, stelle ich mir (noch) nicht. Ohnehin können nur sehr wenige AutorInnen ausschließlich von ihrer literarischen Tätigkeit leben. Ähnlich wie die Ethnologie als Wissenschaft muss man die Produktion von Literatur aus einer tiefen Überzeugung heraus verfolgen, getrieben vom inneren Bedürfnis etwas auszudrücken, in eine bestimmte Form zu bringen. Dabei ist ein entsprechendes literarisches Handwerkszeug, wie ich es beim BOeS erlernt habe, ebenso wichtig wie die Möglichkeit, Zeit und Energie zu investieren.

Schon bevor mich *Ethnoscripts* dazu einlud, dies in Form eines Artikels zu tun, fragte ich mich manchmal, was mir mein Studium der Ethnologie für das literarische Schreiben gebracht haben könnte. Ich gebe zu, dass es Momente gab, in denen ich mir wünschte, ich wäre bei der Germanistik geblieben und hätte mich von Anfang an auf das literarische Schreiben konzentriert. Ob ich in diesem Fall auf meinem Weg schon weiter wäre, lässt sich

4 Die zahlreichen Berührungspunkte zwischen Deutschunterricht und Ethnologie sowie zwischen Deutschunterricht und kreativem Schreiben spare ich in diesem Beitrag aus.

nicht herausfinden. Festhalten lässt sich allerdings, dass ich im Zuge meines Ethnologiestudiums einiges gelernt habe, das ich für das literarische Schreiben nutzen kann. Und so möchte ich im Folgenden erörtern, was mir oder anderen EthnologInnen beim Verfassen eines Romans helfen könnte.

Menschliche Perspektiven und sozialwissenschaftliche Methoden

So unterschiedlich Romane sein können, so lebt doch ein jeder von den Handlungen seiner Figuren und versucht, durch eine Geschichte etwas zu erklären, das in Form einer Geschichte am besten erklärt werden kann. Nur wenn die Figuren und ihre Handlungen plausibel gezeichnet sind, erwachen sie zum Leben und ermöglichen es den LeserInnen, etwas zu verstehen, was sonst unverstanden geblieben wäre.

Als Kultur- und Sozialanthropologin habe ich gelernt, mich aus einer möglichst objektiven Perspektive mit den Standpunkten und Lebensentwürfen verschiedener Menschen aus unterschiedlichen Herkunftskontexten auseinanderzusetzen und mir dabei stets meiner Subjektivität bewusst zu bleiben. Ich habe also gelernt, Menschen zuzuhören, sie zu beobachten, von ihnen zu lernen und sie in ihrer individuellen und kollektiven Identität zu verstehen, soweit ein Verständnis möglich ist. Ich habe außerdem gelernt, zu versuchen, bestimmte Aspekte ihres Verhaltens zu erklären, also diese in einen kausalen Zusammenhang zu bringen, wenn auch eine vollständige Erklärung menschlichen Verhaltens niemals möglich ist.

Der Anspruch und die Art und Weise, menschliches Verhalten zu erklären, sind in der Ethnologie und in der Literatur verschieden, der Gegenstand ist allerdings derselbe. Um es mit dem Schriftsteller Milan Kundera zu sagen: „Ein Roman ist nicht das Bekenntnis eines Autors, sondern die Erforschung dessen, was das menschliche Leben bedeutet in der Falle, zu der die Welt geworden ist“ (Kundera 1998: 34-35).

Dabei ist es eine Sache, über seine eigene Lebenssituation oder persönlich erlebte Geschichte zu schreiben, so wie aus seiner eigenen Position heraus zu argumentieren, oder sich in neutralem Stil schriftlich mit einer Thematik auseinanderzusetzen. Eine andere Sache – und das Besondere an einem Roman – ist es aber, sich in die Lebenssituation einer fiktiven Figur hineinzuversetzen und aus deren Position heraus Handlungen zu entwickeln. Es ist eine Kunst, sich in weitere Figuren und deren Lebenssituationen hineinzuversetzen, die Figuren aufeinandertreffen zu lassen und dabei eine Geschichte zu kreieren, die nicht nur spannend, tragisch oder amüsant zu lesen ist, sondern auch den Gesetzen der Logik folgt.

Das Ethnologiestudium hat sicherlich meine Fähigkeit gestärkt, mich in andere Personen und deren Lebenssituation hineinzuversetzen. Forschungen, die ich im Zuge meines Studiums zu bestimmten Themen durchgeführt habe, haben mein Denken auf das Erkennen von Logiken und Zusammen-

hängen gelenkt, die über meinen eigenen unmittelbaren Erfahrungshorizont hinausgehen. Besonders die Beschäftigung mit Biografieforschung und das Führen, Transkribieren und Auswerten von Interviews haben mir Einblicke in das menschliche Verhalten gegeben, die ohne mein Studium nicht möglich gewesen wären. Außerdem schult das Studium der Ethnologie nicht nur die Menschenkenntnis und erweitert das Weltwissen, sondern verbessert auch die Fähigkeit zur Selbstreflexion.

Die im Laufe des Studiums erlernten Forschungsmethoden eignen sich zum Teil auch hervorragend für die Anwendung auf ein Romanprojekt: Literaturrecherche, verschiedenste Interviewtechniken und (teilnehmende) Beobachtung sind Methoden, die ich selbstverständlich zur Recherche für literarische Zwecke einsetze. Ich bezweifle nicht, dass LiteratInnen in den meisten Fällen recherchieren, mit Menschen sprechen, diese beobachten und oftmals gemeinsam mit ihnen das tun, worüber sie schreiben (wollen). Ich behaupte sogar, dass sich SchriftstellerInnen in einen feldforschungsähnlichen Zustand begeben. Genauso wie EthnologInnen auf Feldforschung verbringen LiteratInnen einen Großteil ihres Tages damit, Dinge aufzunehmen und niederzuschreiben.

Kultur- und SozialanthropologInnen haben aber gelernt, diese Methoden gezielt einzusetzen und über ihre eigene Rolle im Feld zu reflektieren. Die Fähigkeit einer Feldforscherin, in bestimmte Lebenswelten hineinzutau-chen, in diesen möglichst viele Daten zu erheben und anschließend wieder aufzutauchen, spielt nicht nur bei der Recherche eine wichtige Rolle. Da der literarische Schreibprozess meiner Erfahrung nach einem erneuten Eintauchen in diese Lebenswelt entspricht, ist auch hier die Fähigkeit, wieder auf-tauchen und zu sich kommen zu können, wesentlich. Dies wirkt sich nicht nur positiv auf die persönliche Lebensqualität der Autorin aus, sondern trägt auch zur Qualität des Textes bei. Um diesen überarbeiten zu können, ist nämlich wiederum Distanz von Nöten.

Und nicht zuletzt laufen viele LiteratInnen ähnlich wie EthnologInnen im Feld ständig mit kleinen oder größeren Notizheften durch die Welt und notieren darin Beobachtungen und Gedanken. Es handelt sich dabei nicht notwendigerweise um kreative oder literarische Texte, sondern um das schriftliche Festhalten möglichst genauer Beobachtungen der unmittelbaren Umgebung, also um *Fieldnotes*, die später implizit oder explizit in den literarischen Text einfließen können.

Wissenschaftliches versus literarisches Schreiben

Was das Endprodukt betrifft, erscheinen mir der Anspruch und der Stil wissenschaftlicher Texte zu denen literarischer in vielerlei Hinsicht diametral. Wenngleich es in beiden Textsorten Spielraum geben mag, so sind in wissenschaftlichen Texten meiner Meinung nach folgende Aspekte wichtig: Re-

alitätsbezug, explizite und häufige Bezüge zu anderen AutorInnen, penible Quellenangaben, vorangestellte und hervorgehobene Kernaussagen, klar definierte Begriffe, sprachliche Eindeutigkeit statt stilistischer Schönheit und alles in allem der Versuch, das Verständnis eines Gegenstandes auf intellektueller Ebene zu ermöglichen. Außerdem wird der Entstehungskontext des Textes im Text meist explizit thematisiert.

In literarischen Texten zählen in meinen Augen stärker der innere Textzusammenhang, Originalität und Eigenständigkeit, versteckte Kernaussagen zum selbständigen Entdecken entlang eines Spannungsbogens, das Spiel mit Begriffskonnotationen, Widersprüchlichkeiten, sprachliche Schönheit und alles in allem der Versuch, ein Verständnis auf einer emotionalen Ebene zu erzeugen. Der reflektierende Bezug zum Entstehungskontext sowie Einblicke in den Entstehungsprozess des Textes sind nicht Teil des Textes selbst, sondern werden – wenn überhaupt – gesondert, zum Beispiel in Interviews der AutorInnen, veröffentlicht⁵.

Dementsprechend gestaltet sich auch der Schreibprozess von wissenschaftlichen und literarischen Texten unterschiedlich. Beim literarisch-kreativen Schreiben gibt es mehr Raum für das Unbewusste. Es ist leichter aus dem Bauch heraus zu schreiben und in einen Schreibfluss zu geraten, in dem sich das Schreiben, der Text und die Figuren verselbstständigen. Literarisch-kreatives Schreiben ist freier, wilder und sinnlicher und macht mir persönlich daher wesentlich mehr Spaß.

Im Falle eines größeren Projekts, wie etwa dem eines Romans, finden sich dennoch wieder Berührungspunkte zwischen der wissenschaftlichen und literarischen Textproduktion. So sind zum Beispiel folgende Fertigkeiten, welche ich durch wissenschaftliches Schreiben erlernt habe, ebenso nötig wie hilfreich: Textsortenkompetenz, ein Gefühl für Textkohärenz, gute syntaktische Kenntnisse, Computerkenntnisse und nicht zuletzt eine große Portion Sitzfleisch.

Insofern ist das Schreiben eines Debütromans dem Verfassen einer Diplomarbeit trotz der Unterschiede nicht unähnlich. Beides ist der Versuch, ein komplexes Thema innerhalb einer teils vorgegebenen, teils selbst gewählten Struktur in eine runde, schriftliche Form zu bringen. Selbstverständlich stellt beides eine Konfrontation der Autorin mit sich selbst, einem Teil der Welt und ihrer Sicht darauf dar. Während ich also schon immer gerne geschrieben habe und heute noch gerne einfach drauf los schreibe, um damit

5 Milan Kunderas berühmtester Roman „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ ist hier zum Beispiel eine Ausnahme. So schreibt der Autor zu Beginn eines Kapitels: „Es wäre töricht, wenn ein Autor dem Leser einreden wollte, seine Personen hätten tatsächlich gelebt. Sie sind nicht aus einem Mutterleib geboren, sondern aus ein paar suggestiven Sätzen oder einer Schlüsselsituation. Tomas ist geboren aus der Redewendung ‚Einmal ist keinmal‘, Teresa aus einem rumorenden Magen.“ (Kundera 1999: 41)

meinen Gefühlen, Gedanken und meiner Fantasie freien Lauf zu lassen, so hat das Studium der Ethnologie meinen Blick nach Außen gelenkt, meine Beobachtungs- und Auffassungsgabe geschärft und mein Schreiben diszipliniert. Alles in allem war es die Auseinandersetzung mit dem Fremden, wie sie Thema der Ethnologie ist, die mir dabei geholfen hat, zum Eigenen zu kommen, und die mich befähigt, in literarischer Form über beides zu schreiben.

Ich hoffe also, in Zukunft mehr über das Berufsfeld Autorin berichten zu können und bald neue Romane von EthnologInnen zu lesen. Sie haben das Zeug dazu, gute Romane zu schreiben.

Quellen

Kundera, Milan (1998) [1987] Die Kunst des Romans. Wien/München: Carl Hanser.

Kundera, Milan (1999) [1984] Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins. Wien/München: Carl Hanser.

Malinowski, Bronislaw (1984) [1942] Ein Tagebuch im strikten Sinn des Wortes. Neuguinea 1914-1918. Mit einem Vorwort von Valetta Malinowski und einer Einleitung von Raymond Firth. Frankfurt am Main: Syndikat.

Online-Quellen

BOeS – Berufsverband Österreichischer SchreibpädagogInnen
www.schreibpaedagogik.com

Café Entropy – bilingualer Text- und Fotoblog zu Wiener Kaffeehäusern und ihren BesucherInnen, mit Fotografien von Alain Barbero, Texten von Barbara Rieger und Übersetzungen von Sylvie Barbero-Vibet
cafe.entropy.at

Feder im Café – Schreibworkshoppreihe
feder-im-cafe.entropy.at

Tagebuchtag
www.tagebuchtag.at

Tagebuch Slam Wien/Österreich
www.liebestagebuch.at

Barbara Rieger, geb. 1982 in Graz, studierte Kultur- und Sozialanthropologie und Deutsch als Fremd- und Zweitsprache an der Universität Wien. Zusatzausbildungen zur Trainerin in der Erwachsenenbildung und zur Schreibpädagogin. Seit 2013 selbstständige Deutschtrainerin, Schreibpädagogin, Lektorin und Autorin.